

Um Gottes willen gemeinsam

von Prof. Dr. Michael Herbst, Greifswald

Tag missionarischer Impulse (Nordost)

Salem bei Malchin

1. November 2003

I. Das Bekenntnis zum dreieinigen Gott und unsere gemeinsame Sendung

☪ Liebe Schwestern und Brüder,

☪ Sonntag für Sonntag bekennen sich Christen im Gottesdienst zum dreieinigen Gott: Ich glaube an Gott, den Vater, den Sohn und den Heiligen Geist. So klingt es aus unseren Kirchen. Aber was sagen wir damit eigentlich aus?

Ist es einfach ein Abhaken der Dinge, die Christen nun einmal glauben? Eine Art wöchentliches Examen der Rechtgläubigkeit? Aber Christen glauben nicht zuerst an etwas, auch nicht an Lehrsätze, sondern an jemanden, der ihnen mit Liebe begegnet und in ihnen wiederum Liebe erweckt. Somit ist das Bekenntnis der Christen nicht so etwas wie eine **Checkliste** der notwendigen Lehrsätze, sondern vielmehr eine **Nacherzählung der Gottesgeschichte**. Das apostolische Glaubensbekenntnis erzählt die Geschichte, wie Gott zur Welt gekommen ist. ☪

- Im ersten Kapitel erzählt es die Geschichte, wie Gott sich selbst ein Gegenüber schuf, aus Liebe: „Ich glaube, dass mich Gott geschaffen hat samt allen Kreaturen.“ Wir hören vom Gott über uns. ☪
- Im zweiten Kapitel hören wir, wie Gott sich klein macht und in die Welt seiner Geschöpfe eintritt, um uns mit sich zu versöhnen. Ich glaube, dass Jesus Christus ... sei mein Herr, der mich verlorenen und verdammten Menschen erlöst hat. Wir hören vom Gott bei uns. ☪
- Und im dritten Kapitel wird erzählt, wie Gott im Heiligen Geist sich noch einmal klein macht und uns als Wohnsitz erwählt. „Ich glaube, dass ich nicht aus eigener Vernunft noch Kraft an Jesus Christus ... glauben ... kann, sondern der heilige Geist hat mich durch das Evangelium berufen.“ Wir hören vom Gott in uns. ☪

Insofern ist auch das apostolische Glaubensbekenntnis nicht das Phantasieprodukt von Schreibtischtätern, die nichts Besseres zu tun hatten, sondern die Nacherzählung der Gottesgeschichte, eben, wie Gott zur Welt kam. ☪ Im Grundkurs „Christ werden – Christ bleiben“ heißt das so: Vater kommt uns in Jesus entgegengelaufen, um im heiligen Geist in uns zu wohnen.

Was hat das mit dem **Tag missionarischer Impulse** zu tun? ☞ Nun, ich will Ihnen heute **keine akademische Vorlesung** zumuten, aber ich habe folgendes vor in den nächsten 30 Minuten: ☞ Ich möchte aus dem Apostolischen Glaubensbekenntnis heraus schildern, welche **göttlichen Rahmenbedingungen unser missionarisches Tun im Nordosten Deutschlands** hat. ☞ Ich werde versuchen, Ihnen zu zeigen, dass unser missionarisches Tun das Wesen des dreieinigen Gottes widerspiegeln kann und soll. ☞ Und ich werde versuchen, Ihnen den Unterschied zwischen einem „kirchtorientierten“ Gemeindeaufbau und einem „reichgottesorientierten“ Gemeindeaufbau zu zeigen. Ich werde dabei manches bewusst wiederholen, was ich beim ersten Tag missionarischer Impulse vor zwei Jahren schon einmal gesagt habe, weil ich den Eindruck habe, dass es noch nicht wirklich abgearbeitet ist.

Dabei bekenne ich auch eine gewisse Ratlosigkeit angesichts der gegenwärtigen Lage. Wir tun eben vieles nicht „um Gottes willen gemeinsam“, sondern da gibt es gerade unter uns viel Zerstrittenheit und so manches abgebrochene oder verweigerte Gespräch, so viel an noch ausstehender Klärung. Aber wer will schon einen Vortrag hören, bei dem der Referent beginnt: Ich bin ziemlich ratlos und lade Sie ein, mit mir zusammen ziemlich ratlos zu sein? Also beginnen wir und schauen, wie weit wir kommen!

Ich beginne damit, das Wesen des dreieinigen Gottes und unser Tun aufeinander zu beziehen. Ich tue das - wie könnte es anders sein - mit drei Thesen: ☞

Erste These: Dem Wesen des dreieinigen Gottes entspricht nur eine Gemeinde, die „auf Sendung“ ist.

Gott ist seinem Wesen nach ein missionarischer Gott. Das wird in der Heiligen Schrift von Anfang an bezeugt. Er ist immerzu „auf Sendung“. ☞

Als die Zeit erfüllt war, sandte Gott seinen Sohn (Gal 4,4). Gottes Mission beginnt an Weihnachten. Die Sendung Jesu geschieht, damit Menschen erlöst und zu Gottes Kindern werden können.

Aber mit Jesu Sendung ist die Sendungsgeschichte nicht zu Ende. Der Sohn sendet nun den heiligen Geist (Joh 16,7).

Und Christus stellt auch seine Jünger in die Sendung, die er selbst empfing. „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch“, sagt Jesus zwischen Ostern und Himmelfahrt (Joh 20,21). ☞ Wie mich, sagt Jesus. Also, in der gleichen Zielrichtung: Menschen sollen Gottes Kinder werden. In der gleichen Kraft und Vollmacht. In der gleichen Art liebevoller Überzeugung und eben nicht gewaltsamer Selbstdurchsetzung. Und in der gleichen Wehrlosigkeit, mit der die Liebe auch ins Leiden geraten kann. Wie mich der Vater gesandt hat, genau so sende ich Euch.

Die Jünger haben eine Sendung, die Gemeinde ist streng genommen eine Gesandtschaft. Das ist ihre Aufgabe zwischen Himmelfahrt und Wiederkunft Jesu. Die Sendungsbefehle sind der letzte erklärte Wille des auferstandenen Herrn (Mt 28,16-20). **Die Kirche ist Kirche, weil sie auf Sendung ist. Die Kirche ist Kirche, insofern und solange sie auf Sendung ist.** Ist sie nicht mehr auf Sendung, ist sie nicht ein bisschen weniger Kirche als vorher. Ohne Sendung ist die Kirche nicht mehr Kirche. Sie lehnt sich vielmehr gegen ihre eigene Bestimmung auf. Ihre Bestimmung aber ist es, Menschen, für die Christus kam, starb und auferstand, zu rufen und zu bitten, dass sie sich Christus anvertrauen. Hinter dieser Hauptaufgabe der Gesandtschaft muss alles andere zurückstehen.

Also soll nicht einfach dieses und jenes um Gottes willen gemeinsam stattfinden. Sondern es soll das gemeinsam geschehen, was Gottes Willen entspricht. Gemeinsam sollen wir auf Sendung sein. ☩

Zweite These: Dem Wesen des dreieinigen Gottes entspricht nur eine Gemeinde, die der „Einheit in Liebe“ nach-eifert.

Wie stellen Sie sich eigentlich die häuslichen Verhältnisse in Gottes Dreieinigkeits-haushalt vor?¹ Wie sehen die Beziehungen aus zwischen Vater und Sohn und Heiligem Geist, während sie die Weltgeschichte regieren? Zwischen starken Personen ist ja manchmal schwierig, besonders in der Kirche und in den Gemeinschaften. Troikas haben da keinen langen Bestand, ☩ denken Sie nur mal an SCHRÖDER, LAFONTAINE und SCHARPING – lange hielt das nicht! Die würden heute nicht mehr sagen: Wie schön, dass gerade wir drei zusammen sind. Jetzt packen wir es gemeinsam an: Drei Personen, aber eine Regierung.

Wir lernen über Gott etwas ganz anderes: Vor allen Realitäten, noch bevor es ein Universum gab, ☩ gab es schon eine Gemeinschaft unzerstörbarer Liebe zwischen dem Vater, dem Sohn und dem Heiligen Geist.

Und dabei blieb es: Lesen wir nur mal das Johannesevangelium! Als der Sohn zur Welt kam, war es seine größte Freude, den Willen seines Vaters im Himmel zu tun (Joh 4,34). Und des Vaters größte Freude war es, den Sohn zu verherrlichen (Joh 16,14). Der ganzen Welt präsentiert er seinen Sohn, an dem er Wohlgefallen hat (Lk 3,22). Der Sohn wiederum verweist auf das Kommen des Geistes: Gut ist es, dass er geht, damit der Platz frei wird für den Geist (Joh 16,7). Der Geist aber hat kein anderes Lieblingsthema als den Sohn, und so verweist er wieder und wieder den Menschen auf den Sohn (Joh 16,13+14). Der Vater aber sendet den Geist auf die Erde (Joh 14,16), und der Geist baut die Verbindung zum Sohn (Joh 14,26).

Der gesamten Wirklichkeit liegt eine unzerstörbare Einheit und Liebesbeziehung zu Grunde: Vater und Sohn sind in ewiger Liebe miteinander verbunden durch das Band des Heiligen Geistes. Das Größte für jede der drei göttlichen Personen ist es, dem anderen zu dienen und den anderen zu ehren. Und das von Ewigkeit zu Ewigkeit, mit immer größerer Freude.

Von Gottes Einheit können wir eben nur in der Dreiheit reden. Das Bekenntnis zum dreieinigen Gott ist kein Nebenthema des christlichen Glaubens, sondern eine Hauptsache. Der sachliche Grund dafür ist, dass Gott seinem Wesen nach Liebe ist, schon in sich selbst, bevor diese Liebe schöpferisch und versöhnend auf die Welt zugeht. In sich selbst ist Gott Liebe: eben die Liebe des Vaters zum Sohn durch das Band des heiligen Geistes.

Denken Sie an **die schönsten und tiefsten Bilder**, die wir Menschen für gegenseitige Liebe haben: Denken Sie an die beständige, tiefe, treue Liebe zwischen einem Mann und einer Frau, in der Menschen mindestens punktuell begreifen, dass es besser ist zu geben als zu nehmen. Denken Sie an die Liebe zu den eigenen Kindern. Meine jüngste Tochter ist gerade 16 geworden. Ich kann es kaum begreifen, dass

¹ Die folgenden Gedanken wurden stark bestimmt von einer Predigt von BILL HYBELS und JOHN ORTBERG = „WCA-Predigt des Monats“ - Juli 2003: Graduate Level Loving: When Love Breaks Down [Part Four].

mein Kind, das ich eben noch in der Raphaelsklinik in Münster nach dem eiligen Kaiserschnitt erleichtert, überwältigt und glücklich im Arm hielt, nun schon eine fast erwachsene junge Frau ist. Ich kenne kein tieferes Empfinden als das für meine Frau und meine Kinder. Die Bibel sagt: Denkt an diese besten Bilder der Liebe, die ihr habt. **Reinigt** sie von allem Schmutz und stellt sie euch **tausendmal intensiver** vor und ausgedehnt auf die Ewigkeit. Dann habt ihr vielleicht eine Ahnung von der Liebe zwischen Vater, Sohn und Heiligem Geist. Und das ist die Basis des Universums, es ist gebaut auf Liebe und Einheit. JOHN ORTBERG spricht von einem trinitarischen Universum.

Und dann sagt einer zum anderen in der Trinität: Lass uns diese Menschenkinder einladen in unsere Gemeinschaft und Einigkeit. Das ist Gemeinde Jesu: Menschen, die von Gott selbst eingeladen werden, an der Gemeinschaft der Dreieinigkeit teilzuhaben. Wir sind nicht berufen, Teil einer Organisation zu sein. Wir sind eingeladen, an dieser Gemeinschaft teilzuhaben (Joh 14,23). ☪ Darum betet Jesus in Joh 17,21:

„Wie du, Vater, in mir bist und ich in dir, so sollen auch sie in uns sein, damit die Welt glaube, dass du mich gesandt hast.“

Wenn wir zum Glauben kommen, dann passiert das: Wir werden in diese Gemeinschaft des dreieinigen Gottes hineingenommen. Wir werden damit zugleich hineingenommen in die Gemeinschaft all der anderen, die dies erfuhren, und damit berufen, uns einzuüben in die Art und Weise, wie Vater, Sohn und Heiliger Geist miteinander umgehen. Wieder heißt es: **Wie** bei Gott, **so** bei uns! Wie der Vater den Sohn sendet, so auch der Sohn uns. Wie der Vater mit dem Sohn eins ist, so auch wir miteinander und mit ihm.

Und diese Berufung wird von Jesus sofort verknüpft mit der Sendung, von der ich zuerst sprach. Die Einheit hat etwas Ausstrahlendes: Sie überzeugt die Welt von der Sendung des Christus. Wie heißt es: „**damit** die Welt glaube!“ Die verwandelte Kraft der Liebe Gottes spricht aus einer Gemeinde, deren Liebe spürbar wird. Und das zieht an, ist höchst attraktiv.

Ebenso stößt Zerstrittenheit ab. Sie beschädigt das Zeugnis von Christus. Die Welt sieht eine zerstrittene Gemeinde und denkt sich: Das kennen wir! Die sind wie wir! Kein Grund, sich näher damit zu befassen!

Das wissen wir alle, hören es auch nicht zum ersten Mal. Das weiß auch ich, höre und sage es nicht zum ersten Mal. Aber unsere Wirklichkeit ist ganz anders. In den Gemeinden und zwischen den Gemeinden. ☪

Dritte These: Dem Wesen des dreieinigen Gottes entspricht nur eine Gemeinde, die sich der gewinnenden Demut Gottes anschließt.

Gottes Wesen ist tiefe Demut. Das ist ja das größte Wunder, dass der Herr Herr ist, indem er dient. Jesus ist eben der „Herr als Knecht und der Knecht als Herr“ (KARL BARTH).² ☪

² KARL BARTH: Die Lehre von der Versöhnung. § 59. In: Kirchliche Dogmatik, Bd. IV/1, Zürich 1953, 171. Und: KARL BARTH: Die Lehre von der Versöhnung. § 64. In: Kirchliche Dogmatik, Bd. IV/2, Zürich 1955, 1: „Jesus Christus, der Sohn Gottes und Herr, der sich zum Knecht erniedrigt, ist auch der als dieser Knecht zum Herrn erhöhte Menschensohn. ...“

„Dass Jesus Christus wahrer Gott ist, erweist sich in seinem Weg in die Fremde, in der er, der Herr, zum Knecht wurde. Denn es geschah in der Herrlichkeit des wahren Gottes, dass der ewige Sohn seinem ewigen Vater darin gehorsam wurde, dass er sich selbst dazu hergab und erniedrigte, des Menschen Bruder zu werden, sich neben ihn, den Übertreter zu stellen, ihn damit zu richten, dass er sich selbst an seiner Stelle richten und in den Tod geben ließ. ...“

Es ist also nicht etwas, das zu Gott noch hinzukommt, sondern es ist sein Wesen: um der Liebe zu uns ist Gott demütig. Demütig ist der Vater, der sich mit uns Menschen einlässt. Demütig ist der Sohn, der tief hineinsteigt in unser eigenes Leben. Demütig ist der Geist, der durch ein menschliches Buch, die Bibel, mit uns spricht. Demut ist Gottes Wesen. Demütig ist Gott, das heißt: Demütig ist das Ziel, und demütig ist der Weg, den er wählt. Das Ziel ist demütig, weil Gott die, die mit ihm nichts zu tun haben wollen, sucht, ihnen hinterhereilt, sie zu sich zurück bittet und alles tut, um den Weg für sie zu bereiten. In frommer Sprache: Weil Gott die Sünder liebt, ist er demütig. Und der Weg ist demütig: Er erlässt nicht Dekrete, sondern er wird einer von uns. Gott wird Mensch, damit Menschen Kinder Gottes werden können.

Das heißt: ☩ Das ewige Evangelium nimmt eine zeitliche Gestalt an. Ganz konkret: Gott erklärt uns seine Liebe nicht durch ein zeitlos-ewiges Buch, sondern indem er kommt, Fleisch annimmt und seine Zelte in unserer Mitte aufschlägt. Er lernt eine Sprache. Er trägt Kleider. Er geht in die Schule. Er ist gut freund mit Gleichaltrigen. Er erlernt ein Handwerk. Er spielt die Spiele und macht die Musik der Menschen, die er erwählt hat, um das Werk zu tun, zu dem er gekommen ist. Er taucht tief ein in die kulturelle Wirklichkeit der von ihm geliebten Menschen.

Und das wiederum soll abstrahlen auf uns: Auch die Gemeinde soll zutiefst demütig werden. Sie soll alles tun, um ihrerseits Menschen den Rückweg zu Gott nicht zu verbauen, sondern zu erschließen. Das kostet die Bereitschaft zur **Selbstverleugnung**.

Das bedeutet: Wir erklären Menschen die Liebe Gottes nicht durch zeitlos-unvergängliche Formen der Verkündigung, sondern kommen zu den Menschen, nehmen Fleisch an und schlagen unsere Zelte in ihrer Mitte auf. Wir lernen ihre Sprache. Wir kennen ihre Kultur. Wir sind gut freund mit Gleichaltrigen. Wir wissen, womit sie sich beschäftigen. Wir spielen die Spiele und machen die Musik der Menschen, die wir erreichen möchten. Das alles natürlich nicht als Maskerade, sondern in dem Maß in dem es unsa möglich ist, ohne unecht zu werden. Wir tauchen tief ein in die kulturelle Wirklichkeit der von Gott geliebten Menschen. ☩

Um Gottes willen gemeinsam – ja, mit wem denn gemeinsam? Ich sage es aus dieser Perspektive noch mal ganz anders: Um Gottes willen gemeinsam mit den Menschen, die Gott sucht und die auch ihrerseits Gott suchen.

Gemeinsam mit denen, die wir zu gewinnen suchen, nicht über ihnen, nicht unter ihnen, aber mit ihnen! Das ist etwa das Programm von „Emmaus“: mit suchenden Menschen entdecken wir neu die Botschaft der Bibel. Das ist das Programm von „GreifBar“ und anderen neuen Gottesdiensten: die Gaben der suchenden Menschen werden erbeten und so ihre Beteiligung von Anfang an ermöglicht. Um Gottes willen gemeinsam – mit den suchenden Menschen!

Von solcher Selbstverleugnung spricht PAULUS: Er ist bereit, sich selbst so sehr an die Menschen anzupassen, dass er den Juden wie ein Jude und den Heiden wie ein Heide wird (1 Kor 9,19-23). Ist er eine so schwache Persönlichkeit? Nein, er ist infiziert von der trinitarischen Demut: Er passt sich an, weil er stark genug ist und keine Angst hat sich selbst zu verlieren. Aber er will gewinnen, andere will er gewinnen, damit sie gerettet werden. Diese Sendung ist wichtiger als die eigenen Vorlieben, als der eigene Geschmack, die eigene Gemütlichkeit. Also wird er allen alles.

Aber aus dem selben Grund sagt er allen das eine Evangelium. Da passt er sich keineswegs an. Er begibt sich tief hinein in die Lebensverhältnisse der Menschen, die er gewinnen will, aber er hat für alle, wenn auch in wechselndem Gewand, eine Botschaft, nämlich das Evangelium von Jesus Christus.

Um Gottes willen gemeinsam geschehe nun auch dieser Perspektivenwechsel: nicht das, was uns – wohlmöglich gemeinsam – behagt, zählt, sondern was uns den Menschen nach Art der Demut Gottes nahe bringt. Das heißt: Die Kirche tue dies gemeinsam und sie sei ebenso beweglich in ihrer Kultur wie klar und verständlich in ihrer Botschaft. Bei uns ist das oft umgekehrt: Wir sind sehr beweglich in unserer Botschaft bis zur Selbstverleugnung, aber klar und entschieden in unserer Kultur. Gottesdienste finden sonntags morgens statt, der Pastor muss einen Talar tragen, die Gemeinde muss „Kyrie eleison“ singen und die Kirchenmusik ist entweder barock oder aber im Kirchentagssound der 70er Jahre gehalten. Manchmal muss man sich dann auch für eine Gemeinsamkeit entscheiden!

☞ Ist das alles bis hierher nun nur hohe, schwer verständliche und kaum verdauliche Theologie? Nein, es wird gleich ungemein praktisch:

II. Missionarische Entschiedenheit, Ausrichtung am Reich Gottes und Perspektivenwechsel

Dieses Übergangskapitel hat wiederum drei Thesen: ☞

Erstens: Wir brauchen eine neue Entschiedenheit für die gemeinsame missionarische Durchdringung des Nordostens!

Kann man die denn nicht voraussetzen? Ist nicht den einen der Auftrag, die Sendung mehr als bewusst, und den anderen doch immerhin die Lage der Kirche ernst genug? Und gibt es nicht den glücklichen Fall, das manchem beides klar ist: der Ernst der Lage und die Dringlichkeit des göttlichen Sendungsauftrags? Hat nicht der Bischof der Pommerschen Landessynode erst am vergangenen Wochenende den Ernst der Lage ausreichend deutlich gemacht? Man muss sich die Zahlen einmal im Munde zergehen lassen:

Die missionarische Perspektive wird deutlich, wenn wir uns die **Lage der pommerschen Kirche** als Beispiel ansehen: Zu unserer Kirche gehören noch knapp 120.000 Menschen, das sind etwa 22% der Bevölkerung. In den größeren Städten Ostdeutschlands kann der Anteil der Christen übrigens auch deutlich unter 10% liegen. Zu unseren Gottesdiensten kommen im Schnitt nur etwa 4% der Evangelischen, zwischen 4.000 und 6.500 pro Sonntag. In der Hansestadt Stralsund mit etwa 60.000 Menschen wurden im letzten Jahr gerade 38 Jugendliche konfirmiert, während 564 zur Jugendweihe strömten. Wir taufen in Pommern nur noch jedes 10. der sowieso

nicht sehr zahlreichen Neugeborenen. Wir haben nur noch etwa 10.000 Gemeindeglieder unter 18, das Schwergewicht der Kirche liegt bei den über 60jährigen. Nur noch 6% der Kinder unter 5 wachsen in christlichen Familien auf. So ist das.

Heute treffen wir auf die Kinder und Enkel derer, die in den 50er Jahren schon aus Kirche und Christentum endgültig auswanderten. Wir stoßen auf eine Generation, für die **Konfessionslosigkeit der persönliche und allgemeine Normalfall** ist. Erstaunen erregt eher die Auskunft, man gehöre zur Kirche. Der klassenweise Gang zur Jugendweihe erstaunt dagegen niemanden und wird nach wie vor gefördert. Wir treffen auf eine Generation, die ohne Berührung mit dem christlichen Glauben, ja irgendeiner religiösen Orientierung, aufwächst, der das ABC und die Grammatik des Glaubens völlig abhanden gekommen sind, und die darin auch in keiner Weise ein Defizit erblickt.³ Es ist eine Indifferenz, ein praktischer Atheismus, völlige Religionslosigkeit. „Verstehen Sie sich als atheistisch oder christlich?“, wurden Passanten am Leipziger Hauptbahnhof gefragt. Eine Antwort lautete: „Weder noch, normal halt“.⁴ Vielleicht geht sogar der Begriff der „Gottesvergessenheit“⁵ nicht weit genug, da wir es mit Menschen zu tun haben, denen das Evangelium „als einladendes Lebensangebot“ noch nie begegnet ist.⁶

BISCHOF ABROMEIT sagt: „Wir leben in einer Situation, die uns missionarisch fordert.“⁷
☞ Die Frage DIETRICH BONHOEFFERS aus dem Jahr 1944 ist heute neu zu stellen:

„Wie kann Jesus Christus auch der Herr der Religionslosen werden?“⁸

Das müssen wir gemeinsam tun, um Gottes willen!

Aber machen wir uns nichts vor: An dieser Stelle ist der Titel meines Vortrags nur ein **Wunschtraum**. Es kann aufs Ganze gesehen keine Rede davon sein, dass wir im Nordosten „um Gottes willen gemeinsam“ in der missionarischen Aufgabe stehen. Ein Vortrag muss auch ent-täuschen: ☞ Wir haben es keinswegs mit einer gemeinsamen Sicht der missionarischen Aufgabe zu tun. Vielmehr haben wir neben klarem Bemühen auch deutliche Anzeichen von Missionsmüdigkeit und Missionsverweigerung wahrzunehmen:

- **Klares Bemühen:** Ja, es gibt heute mehr Menschen, die ja zur Mission sagen. Die Begründung unseres Institutes für Evangelisation in Greifswald ist ein gutes Zeichen dafür. Auch die Berichte aus Gemeinden, die fröhlich erzählen können, dass Versuche gut gelungen sind, gehören hierher. Mir haben gerade zwei Pastoren aus Pommern berichtet, wie sie mit Glaubenskursen plötzlich auch sehr distanzierte Kreise erreichen, ja sogar Menschen des öffentlichen

³ So auch GUNDA SCHNEIDER-FLUME, a.a.O., 117f. mit Bezug auf WOLF KRÖTKE: Die christliche Kirche und der Atheismus. In: M. BEINTKER, E. JÜNGEL und W. KRÖTKE (HG.): Wege zum Einverständnis. FS C. DEMKE. Leipzig 1997, 159-171, besonders 162f.

⁴ MONIKA WOHLRAB-SAHR: Religionslosigkeit als Thema der Religionssoziologie. In: PTh 90 (2001), 152-167, hier: 152.

⁵ WOLF KRÖTKE: Missionarisch-theologische Kompetenz in den neuen Bundesländern Deutschlands. Vortrag am 12. Juni 2003 beim Internationalen Hearing des Instituts für die Erforschung von Evangelisation und Gemeindeentwicklung in Greifswald. Noch unveröffentlichtes Manuskript.

⁶ GUNDA SCHNEIDER-FLUME, a.a.O., 118.

⁷ HANS-JÜRGEN ABROMEIT: Wahrnehmungen aus dem Bischofsamt in Ostdeutschland. In: LVK-Forum 3/2002, 26-30, hier: 27. Aus diesem Beitrag stammen auch die Zahlen zur kirchlichen Lage in Pommern.

⁸ Aus einem Brief DIETRICH BONHOEFFERS an EBERHARD BETHGE vom 30. April 1944. In: Widerstand und Ergebung. München 1970, 305-308, Zitat 306.

Lebens, die früher ganz anderen Bekenntnissen öffentlich Stimme gaben und nun nach dem Evangelium fragen.

- Aber auch **Missionsmüdigkeit**: Ich nenne die Missionsmüdigkeit zuerst, weil sie mir mehr zu schaffen macht, wenn ich an die Gemeinden in unserer Gegend denke. Da hat so mancher nicht etwa Vorbehalte gegen Mission, aber seine Lage erscheint ihm so verfahren, dass er einfach nicht mehr glauben kann, dass Mission in unseren Breiten noch Sinn macht und gelingen kann. Eine Pastorin sagte mir das, sehr erregt und zugleich sehr frustriert, dass einfach nichts zu greifen scheint. Mission erschien ihr eher wie ein weiterer Appell zu letztlich fruchtlosem Tun, wie die Fatamorgana, die über die Sinnlosigkeit des Tuns hinwegtäuscht. Wo es nicht einfach mangelndes Handwerkszeug ist, wird es wirklich darum gehen zu trösten, sich auch nicht zu verkämpfen und irgendwann zu sagen, dass in einem Ort zur Zeit nichts geht, und dass darum auch nicht dauerhaft die Illusion von Kirchlichkeit aufrecht erhalten werden sollte. Dann muss man auch einmal den Mut haben, „den Staub von den Füßen zu schütteln.“ Vielleicht braucht es aber auch neue Formen der Zusammenarbeit, weil es einer allein nicht schafft. Warum sollte nicht aus einer anderen Gemeinde auf Zeit ein kleines Team zur Hilfe kommen und dem, der sich allein verkämpft, beistehen?
- Daneben aber gibt es handfeste **Missionsverweigerung** in unseren Breiten. Das gibt es, dass eigentlich gar keine Nötigung erkannt wird, Menschen mit dem Evangelium lästig zu fallen und sie zum Glauben zu rufen. Es gibt eine tiefe Verunsicherung und Unklarheit über das Evangelium – und das mitten in der Kirche. Dass Jesus der Weg ist, den Gott sich zu uns Menschen bahnt und auf den er uns zugleich ruft, ist da eben nicht mehr unumstritten. Es gibt eine spezifische kirchliche Illusion im Blick auf das Gemeinsame: Diese Illusion besteht darin, so zu tun, als wollten wir im Tiefsten doch alle dasselbe. Natürlich wollen wir alle dem Evangelium Gehör verschaffen, die Grenzen der vorhandenen Kirchlichkeit überschreiten, Menschen für den Glauben gewinnen, Mitarbeiter zurüsten. „Wir sind doch alle für den Weltfrieden!“ Ohne Frage! Da kann auch keine Rede davon sein, man sei „um Gottes willen gemeinsam“ im Auftrag des Herrn unterwegs. Da kann man immer noch respektvoll miteinander umgehen, sollte aber nicht mehr kirchliche Gemeinschaft „spielen“, die keinen realen Grund mehr hat.
- Die Weigerung kann aber auch Gründe haben, die nach Seelsorge rufen: Manche sähen es gar nicht gerne, wenn bestimmte Menschen plötzlich bei uns auftauchten. Da tut noch zu viel weh aus vergangener Zeit. Da ist es noch schwer zu vergeben und um Versöhnung zu ringen. Was machen wir denn mit der Lehrerin, die den eigenen Kindern das Leben schwer gemacht hat und nun plötzlich in der Kirchenbank sitzt. Was tun wir, wenn der Stasi-Mann plötzlich im Glaubensgrundkurs neben uns sitzt? Man will eben nicht um Gottes willen mit ihnen gemeinsam Gemeinde sein. Da muss etwas ausheilen und zur Versöhnung erst noch finden!

Im Übrigen aber gilt, dass wir mit Priorität missionieren müssen. Einigkeit kommt aus dem gemeinsamen Auftrag. Wo er uns eint und wir nach einem trachten, da werden die Unterschiede, die uns ansonsten zu schaffen machen, zweitrangig. Wo es darum geht, Menschen mit dem rettenden Wort Jesu zusammenzubringen, ist es zweitrangig, wie wir anbeten, wann wir taufen und ob wir nach der Agende Gottesdienst feiern oder mit dem Gemeinschaftsliederbuch, ob wir vor dem Altar und Kreuzifixus an-

beten oder vor dem Overheadprojektor! Die Gemeinschaft erwächst daraus, dass wir „im Auftrag des Herrn unterwegs“ sind. Sie kommt also nicht aus uns selbst, sondern ist uns durch diesen Dritten vorgegeben und nur darum auch aufgegeben.

Zweitens: Zur Gemeinsamkeit gehört die Unterscheidung zwischen Kirchturm-orientiertem Gemeindeaufbau und reich-gottes-orientiertem Gemeindeaufbau!

Hier liegt nun vielleicht der eigentliche Stachel meines Vortrags. Es geht um Gemeindeaufbau. Aber ich sehe in dem Bemühen um den Gemeindeaufbau eine Gefährdung. Diese Gefährdung hat mit der Frage zu tun, ob ich den Gemeindeaufbau am eigenen Kirchturm ausrichte oder aber am Reich Gottes.

Was aber ist der Unterschied? ☹

Gemeindeaufbau ist beides. Beides strebt also danach, dass die Gemeinde wächst und gedeiht, an Zahl und auch an Intensität von Glaube, Liebe und Hoffnung. Vielleicht geschieht sogar in vielerlei Hinsicht dasselbe. Und doch ist es ein fundamentaler Unterschied. Der Unterschied ist wiederum einer der Perspektive.

Kirchturm-orientierter Gemeindeaufbau stellt das Wohl der eigenen Gemeinde über alles. Zwar würde das kaum jemand so sagen. Tatsächlich aber wird so gehandelt, dass immer das Wohl der eigenen Gemeinde an erster Stelle steht. Die „hidden agenda“ lautet: Die Hauptsache ist, dass unsere Gemeinde (oder Gemeinschaft) in dieser Krise überlebt. Oder: Die Hauptsache ist, dass unsere Gemeinde (oder Gemeinschaft) wächst. Oder: Die Hauptsache ist, dass unsere Gemeinde (oder Gemeinschaft) von diesem neuen Projekt profitiert.

Was aber wäre daran schlecht? Was wäre das **Gegenprogramm eines reich-gottes-orientierten Gemeindeaufbaus**? Reich-gottes-orientiert ist unser Gemeindeaufbau, wenn wir wissen, dass das Reich Gottes größer ist als unsere Gemeinde. Und das meint ein Doppeltes: Zum einen dass zum Reich Gottes neben der eigenen Gemeinde oder Gemeinschaft auch noch andere Gemeinden oder Gemeinschaften gehören. Und zum anderen, dass das Reich Gottes mehr ist als das Wachsen und Gedeihen der Gemeinde.

Kirchturm-orientiert baut, wer sich nur freut, wenn die eigenen Zahlen steigen. Reich-gottes-orientiert ist, wer sich auch von Herzen freut, wenn den anderen etwas gelingt, und wenn Menschen bei den anderen zum Glauben finden und beheimatet werden.

Kirchturm-orientiert baut, wem die Gemeinde das Größte ist. Reich-gottes-orientiert baut, wer Gottes weite Absichten in der eigenen Stadt oder Region an die erste Stelle setzt. Dann lautet die Frage nicht mehr: Was müssen wir tun, damit unsere Gemeinde groß wird? Dann lautet die Frage anders: Was muss geschehen, damit Gottes Reich in unserer Region zum Zuge kommen kann?

Und das wieder heißt: Welche Anstrengungen sind nötig, um in dieser Gegend möglichst vielen Menschen möglichst gute Gelegenheiten zu geben, mit der Wirklichkeit Gottes und mit seinem Evangelium in Berührung zu kommen?

Trachtet zuerst nach dem Reich Gottes, dann wird Euch alles Nötige (und noch viel mehr) für Eure Gemeinde oder Gemeinschaft ganz von selbst zufallen. Merken Sie, liebe Schwestern und Brüder, wie das mit unserem Thema zusammenhängt? Das

Reich Gottes ist größer als unsere Gemeinde. Wie möglichst viele Menschen in Berührung mit der Liebe Gottes kommen können, das können wir in der Region nur gemeinsam fragen. Das ruft nach Zusammenarbeit und Arbeitsteilung. ☪

Drittens: Wir brauchen einen gemeinsamen missionarischen Perspektivenwechsel.

Ist uns das Reich Gottes wichtiger als der eigene Kirchturm, dann entdecken wir, wie verschieden die Menschen sind, die noch nicht von der Liebe Gottes erreicht wurden.

☪ Wir wechseln dann die Perspektive; wir versuchen, das Leben nicht nur aus der eigenen Perspektive, dem eigenen Blickwinkel anzuschauen, sondern aus dem Blickwinkel des jeweils anderen. Wir meinen nicht vorschnell, den anderen zu verstehen, sondern mühen uns, eine Weile „in seinen Mokassins zu gehen“. Ich mühe mich, seine Lage mit seinen Augen zu sehen. Ich frage mich, was der andere hier erlebt, denkt, empfindet. Und das tue ich, um ihm nahe zu sein und mit dem, was ich für ihn tun kann, nicht an seiner eigenen Sicht der Dinge vorbeizugehen.

Ein missionarischer Perspektivenwechsel meint nun den ebenso entschiedenen Versuch, die Welt mit den Augen des kirchenfernen und konfessionslosen Menschen zu sehen.

Der missionarische Perspektivenwechsel müht sich um genaue **Wahrnehmung**: Wer lebt hier eigentlich? Was denken und empfinden andere Menschen? Wie sieht ihr Leben aus? Was mögen sie und worunter leiden sie? Worin sind sie stark und wo haben sie Bedürfnisse? Was denken sie über Gott und die Kirche? Welche Ansprüche und Erwartungen haben sie, wenn sie eingeladen werden? Welche Sprache sprechen sie?

Dann müht sich der missionarische Perspektivenwechsel um **Anknüpfungspunkte**: Wo ist der andere Mensch ansprechbar? Vielleicht hat er Kinder und wünscht sich eine gute Betreuung seiner Kinder. Vielleicht hat er Fragen zu religiösen oder ethischen Themen.

Weiter müht sich der missionarische Perspektivenwechsel um **Kommunikation**. Ich muss mit Menschen gerne und oft reden, um den Boden zu bereiten für das Zeugnis des Evangeliums.

Und schließlich will der missionarische Perspektivenwechsel das „**ästhetische Niveau**“ gegenwärtiger Kultur nicht unterschreiten. Da haben Kirche und Gemeinschaften oft schlechte Karten, weil ihre Ästhetik einfach hinter der Zeit ist.

Wo liegt das Problem? Ich sehe zwei Probleme:

- Erstens gibt es hier **eine große Unwilligkeit**. Allzu oft musste ich es hören, dass bestimmte kulturelle Ausdrucksformen den Christenmenschen nicht behagten und darum abgelehnt wurden. Da geht es übrigens meistens gar nicht um Inhalte. Es geht meistens um Musikstile. Es geht um eine bestimmte Gottesdienstkultur. Wenn Christen sagen: Ich brauche solche offenen Gottesdienste für Suchende nicht, dann sagen sie entweder etwas pur Selbstverständliches oder aber sie beweisen, dass sie noch ganz bei sich sind und nicht bei den Menschen, nach denen Gott sich jedenfalls sehnt. Sie scheinen sich nicht ganz so zu sehnen: Jedenfalls ist der vertraute Musikstil wichtiger als die Öffnung für andere Menschen. Das Steilste war der Satz einer Pastorin: „Mir kommt solche Musik nicht in die Kirche.“ Kam sie dann übrigens auch nicht,

und auch die Menschen gingen woanders hin. Musik ist das Kommunikationsmedium der Gegenwart. Der Musikstil entscheidet wesentlich, ob Menschen sich wohlfühlen und sagen können: Hier ist etwas Vertrautes trotz einer fremden Botschaft. Unser kirchlicher oder gemeinschaftstypischer Musikgeschmack unterscheidet sich aber nun mal tüchtig von dem, was Menschen sonst hören: Das ist NDR III gegenüber NDR II. Müssen sich Menschen wirklich erst zu JOHANN SEBASTIAN BACH bekehren, bevor sie das Evangelium hören dürfen?

- Zweitens gibt es hier **nur begrenzte Fähigkeiten**. Ich glaube, wir schaffen den missionarischen Perspektivenwechsel nicht hin zum **ganz** Fremden. Es mag uns gelingen, Menschen besser zu verstehen, die etwas anders sind als wir, aber es wird uns kaum gelingen, Menschen zu verstehen, die völlig anders sind als wir. Ich sage es offen: das oft kleinbürgerliche Klima einer Gemeinde oder Gemeinschaft wird für erfolgsorientierte, ungebundene Softwareentwickler kaum verträglich sein, da mögen wir uns mühen, wie wir wollen.

Weil das alles so ist, brauchen wir gerade Absprachen über mehr Vielfalt. Absprachen über mehr Vielfalt bedeuten: ☞ **Eine missionarische Konferenz in der Region erarbeitet eine Landkarte der missionarischen Lage vor Ort**. Reich-gottesorientiert fragt sie dann: Was muss denn geschehen, damit möglichst viele Menschen möglichst gute Gelegenheiten bekommen, von der Wirklichkeit Gottes berührt zu werden? Konkreter:

- Wer lebt hier eigentlich?
- Wen erreichen wir (nicht) und warum?
- Was können wir (gemeinsam/abgestimmt) tun, um mehr/andere Menschen zu erreichen als bisher?

☞ Und dann könnten wir miteinander analysieren⁹: Wir tragen ein, wo unsere jeweiligen Stärken und Schwächen liegen. Das ist der Blick nach innen. Wir tragen auch ein, wo in unserem Umfeld gute Gelegenheiten sind, die wir nutzen können. Wir tragen ein, wo in unserem Umfeld Gefährdungen sind, die uns die Arbeit erschweren können. Wir sehen dann vielleicht, dass wir nicht alles gleich gut können. Vielleicht hat der CVJM viele, die Gemeinschaft kaum Jugendliche. Vielleicht ist die Kirchengemeinde A stark in der Musikarbeit, die Kirchengemeinde B dagegen nicht, hat dafür aber Zugang zu Führungskräften in der Stadt. Vielleicht gibt es in C-Stadt den Wunsch der Kommune, etwas für die Jugendlichen zu tun, die immer nur am Markt herumhängen, während in D-Dorf kein musikalisches Angebot für Kinder da ist, weil die nächste Musikschule so weit weg ist. Und dann überlegen wir planend und betend: Geht es um das Reich Gottes zu Ludwigslust oder Anklam, wie können wir dann unsere Stärken ausnutzen? Muss jeder alles tun? Oder können wir uns verabreden, dass die einen das tun, worin sie gut sind, dafür aber lassen, was sie nur mühsam und nie richtig gut hinkriegen? Muss bei uns jeder alles machen?

Vielfalt tut dann not, weil es in der unübersichtlichen Moderne keinen missionarischen Zauberschlüssel mehr gibt. ☞ Nehmen wir nur die verschiedenen **Milieus**. Wir erreichen in Kirche und Gemeinschaft **bisher nur bestimmte Milieus**, andere erreichen wir kaum oder gar nicht. Kirche und Gemeinschaft tun sich schwer mit dem sogenannten **Selbstverwirklichungsmilieu**: Das sind jüngere Menschen, oft gut gebildet, gut verdienend und ungebunden, an Wellness und Eventkultur orientiert. Wir

⁹ HANS-JÜRGEN ABROMEIT U.A.: Spirituelles Gemeindemanagement. Göttingen 2001, 85.

erreichen auch das sogenannte **Unterhaltungsmilieu** nicht: auch jüngere Menschen, eher nicht so gut ausgebildet, in einfacheren Berufen beschäftigt, oft auch arbeitslos, an Fitness-Studio und Disco orientiert. Reich-gottes-orientiert dürfen wir uns damit nicht zufriedengeben. Was müssen wir tun, um in diese Milieus vorzudringen?

Wir erreichen auch mit Sicherheit nicht alle Milieus, sondern müssen uns konzentrieren auf ein bestimmtes Zielmilieu.

Einheit tut not, damit nicht alle dasselbe tun bzw. manche vielleicht gar nicht erreicht werden. ☺

Um Gottes willen gemeinsam fragen wir so, weil wir dann Schwerpunkte verabreden können: Das können wir gut, und das könnt ihr gut. Also setzt ihr dort einen Akzent und wir hier. Ihr seid gut mit jungen Familien, wir haben Zugang zu den Menschen in den Plattenbauten, ihr habt die Leute von der Uni, wir haben viele Menschen mit seelischen Problemen.

Um Gottes willen gemeinsam fragen wir, um auch Dinge zusammen zu machen oder doch in Abstimmung. Dann machen wir gemeinsam einen großen Glaubenskurs in Stralsund oder Ludwigslust und bieten danach in Gemeinde A einen Hauskreis, in Gemeinde B ein Vertiefungsseminar und in Gemeinde C einen Gesprächskreis an. ☺

III. Praktische Schlussfolgerungen: Um Gottes willen gemeinsam ☺:

Es ist nicht gut bestellt mit unserer Einigkeit. Wir hinken hinter unserer Bestimmung her und sollen darum in uns gehen.

An dieser Stelle hilft nur der kritische Blick auf mich selbst. Nicht der andere zählt, sondern ich selbst: Und hier spreche ich von diesem merkwürdigen, fast schon dämonisch anmutenden Maß der Uneinigkeit und Zerstrittenheit unter den Frommen im Lande. Ich meine nicht die, mit denen wir zwar in einer kirchlichen Institution sind, von denen uns aber oft mehr trennt, als uns mit ihnen eint. Ich meine die, die Jesus Christus lieben und seine Zeugen im Land sein wollen.

Manchmal sind es uralte Geschichten wechselseitiger Verletzungen. Manchmal ist es Uneinigkeit über die richtige Strategie. Manchmal ist es die Kantigkeit von Personen, Charakterdifferenzen oder auch schlicht ungeheilte Führernaturen. Manchmal ist es die spezifische Form der Frömmigkeit, die eben so schrecklich charismatisch oder so konservativ lutherisch, so baptistisch oder auch so unbekümmert jesufreakig ist. In der Summe aber ist es dem Durcheinanderbringer gelungen, uns auseinanderzubringen und den Fortgang des Evangeliums im Lande Schaden zuzufügen. Das ist es doch, oder nicht, liebe Schwestern und Brüder?

Was muss da geschehen? Ich kann nur bei mir beginnen.

Ich muss mich fragen, wo ich Gemeinsamkeit gefährdet, Brücken abgebrochen und Beziehungen verstört habe. Ich muss mich fragen, wo von mir aus der erste Schritt nötig wäre, der dem anderen wieder die Hand reicht. Der einzige Mensch, den ich verändern kann, der einzige Mensch, auf den ich Einfluss habe, das bin ich selbst. In

Konflikten macht es keinen Sinn, darauf zu warten, bis sich der andere verändert. Es braucht den Heldenmut von Versöhnern, den ersten Schritt zu tun.

Ich werde dann fragen, ob wir in der sachlichen Verschiedenheit nicht miteinander Hilfe brauchen, die uns hilft, die Konflikte zu benennen, unsere Nöte auszudrücken und miteinander Lösungen zu finden. Oft schaffen wir das alleine nicht mehr, dann brauchen wir Hilfe.

Tue ich das Nötige, um den Frieden und die Einheit im Glauben und im Dienst aufrecht zu erhalten oder wiederherzustellen? Habe ich durch meine Forschheit oder meine mangelnde Sensibilität den anderen verletzt? Habe ich seine Interessen nicht bedacht? ☹

Es ist notwendig, in den Regionen und Städten zu festen Absprachen zu kommen: Was können wir gemeinsam tun? Was kann eine Gemeinde für alle tun? Wir brauchen gleichermaßen mehr Vielfalt und mehr Einheit.

Erstens: Dies entspricht alles dem Denken des 21. Jahrhunderts, das immer stärker von vernetzten Strukturen ausgeht und nicht von alten Hierarchien. Nicht: Wer gehört zu unserem Verband und ist uns in unserer Organisation zugeordnet? Sondern: Mit wem können wir ein flexibles Bündnis eingehen, weil wir gemeinsame Interessen in unserer Region haben?¹⁰

Zweitens: Jede Gemeinschaft bedarf auch der Darstellung. Das heißt: Man muss zusammenkommen und feiern und sich freuen, dass es miteinander geht. In den Regionen müssten also die, die es miteinander wagen wollen, in größeren Abständen so etwas wie Feste zur Ehre Gottes miteinander feiern und nicht nur Sitzungen abhalten. Vielleicht wäre es auch schon eine Hilfe, die Zeiten gemeinsamen Gebets wieder zu beleben, die Gebetstreffen der Hauptamtlichen oder auch die Gebetswochen wie etwa die Allianzgebetswoche. ☹

Es ist notwendig, „geistliche Leuchttürme“ im Land zu installieren, die eine größere öffentliche Wirkung versprechen.

Das ist wenn ich es richtig sehe, an manchen Orten erkannt worden: Wir sind für etwas wirklich weithin Sichtbares in der Regel zu klein. Jede Gemeinde für sich ist kaum in der Lage, dauerhaft eine Veranstaltung zu wagen, die sich in der Stadt oder Region etabliert. Ich denke z.B. an die drei Gottesdienstprojekte Sichtbar in Neubrandenburg, GreifBar in Greifswald und Erlebbar in Stralsund. Damit diese Gottesdienste für Suchende wirklich auf Dauer etabliert werden können, brauchen wir Zusammenarbeit. Was jeder für sich nicht schafft, schaffen vielleicht drei, vier Gemeinden und Gemeinschaften miteinander. Sie gründen dann eine Projektgruppe, in der das Konzept beraten wird und die einzelnen Veranstaltungen vorbereitet werden. Und dann fängt es erst an: Kommen tatsächlich Menschen, die noch nicht glauben, hinzu, dann müssen sie ja weiter begleitet werden, dann sind also Grundkurse des Glaubens und Kleingruppen nötig, dann folgen Taufseminare und schließlich auch die Eingliederung in regelmäßige Gemeindegottesdienste. Dazu aber müssen die

¹⁰ KLAUS DOUGLASS: Die neue Reformation. Stuttgart 2001, 318.

Gemeinden da sein: als Aufnahmeräume für neu gewonnene Christen, als Kindergärten des Glaubens. Jetzt muss ich zum einen bereit sein, wie ein guter Gastgeber die „Neuen“ aufzunehmen, mit großer Rücksicht und an ihren Bedürfnissen orientiert. Und dann muss ich auf der anderen Seite mich auch freuen können, wenn jemand in einer der anderen Gemeinden oder Gemeinschaften heimisch wird. Können wir das?